

Einleitung

Familien und eine Politik, die Familien unterstützen soll, sind in aller Munde. Auch die demographische Debatte wird zum Teil sehr aufgeregt geführt. Mißhandlungen an kleinen Kindern füllen seit längerem die Headlines der Presse.

Kaum in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden jedoch die innerfamilialen Dynamiken. Insbesondere die Erziehung in Mehrkindfamilien wird, wenn überhaupt, unter einem defizitorientierten Blickwinkel geführt. Das Aufwachsen mit Geschwistern ist jedoch vor allem als eine Ressource zu verstehen, die zunehmend weniger Kinder erleben dürfen. Nur noch jedes zweite minderjährige Kind wächst mit Geschwistern auf (*Mikrozensus 2005*).

Wenn man also gute Antworten auf die Fragen zur Förderung von Erziehung in den Familien und zur demographischen Entwicklung herausarbeiten will, muss der Familiendynamik in Mehrkindfamilien mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Dazu will ich im Folgenden drei Diskussionsstränge zusammenführen. Zunächst geht es mir um die bereichernden Aspekte sowohl für die Geschwister untereinander als auch für die Eltern. Zum Zweiten will ich den Lebensbeginn von Nachgeborenen in den Blick nehmen. Abschließend wage ich einen Ausblick auf die demographische Entwicklung von Verwandtennetzwerken.

Forschungsstand

Die beiden großen Berichte der Bundesregierung zum Familienleben und zu Kindheit in Deutschland, der 12. Kinder- und Jugendbericht 2005 und der 7. Familienbericht 2005 blenden Familienerziehung in Mehrkindfamilie weitestgehend aus. Wenn man diese den Forschungsstand in Deutschland beschreibenden Dokumente (400 bzw. 600 Seiten) als Gradmesser der Bewußtseinsbildung in der Familien- und Kindheitsforschung nimmt, wundert es nicht, dass vielerorts in den Institutionen nur das Defizit wahrgenommen wird, dass kinderreiche Familien ein erhöhtes Armutrisiko (*vgl. u.a. 2. Armuts- und Reichtumsbericht der BR 2005*) haben und kindliche Deprivation (soziale und Bildungs-) häufiger in kinderreichen Familien vorkommt. Umso erstaunlicher ist, dass Eltern in großen Familien überdurchschnittlich zufrieden im Vergleich mit kleinen Familien sind¹. Das Gleiche gilt für die Ehezufriedenheit.² Auch sind die Mütter mehrerer Kinder zufriedener mit der Beteiligung der Partner an der Haushaltstätigkeit. Große Familien sind auch in der Alltagsgestaltung regelmäßiger und familienzentrierter, so nehmen sie z.B. häufiger die Mahlzeiten gemeinsam ein.³

¹ Eggen, Bernd; Rupp, Marina (Hrsg.) (2006) *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden, S. 80

² ebd. S. 140

³ ebd. S. 66

Insgesamt weiß man jedoch recht wenig über die innerfamilialen Beziehungstypen in Mehrkindfamilien und die Geschwisterbeziehungen. Einzelkindforschung ist praktisch nicht existent.⁴ So wundert es eben nicht, dass im Kinder- und Jugendbericht, der unter dem Titel „Bildung, Betreuung und Erziehung vor und neben der Schule“ einerseits die Elternperspektive und die innerfamiliäre Förderung von Kindern nicht reflektiert wird und andererseits Familie reduktionistisch lediglich als Lebensraum und Geschwister eher als Umgebungsfaktoren der Kinder gesehen werden. Das scheint der Preis einer sehr professionsorientierten und institutionenzentrierten Sichtweise der Erziehungswissenschaft und Pädagogik zu sein. Familienförderung hat hier einen appellativen Charakter. Bildungsforschung konzentriert sich auf institutionelle Settings wie z.B. Kitas.

Nimmt man an, dass diese Berichtslücke im 7. Familienbericht „Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit“ geschlossen wird, so wird man enttäuscht. Spielt darin die Familie in all ihren Formen und Phasen die zentrale Rolle, so wird auch hier vorwiegend die Elternperspektive gewählt. Zwar tauchen Geschwister implizit auf, doch wird der Geschwisterdynamik kein einziges Kapitel gewidmet.

All das bedeutet, dass die dünne Faktenlage gesondert zusammengetragen und vor allem interdisziplinär (Psychologie, Soziologie, Erziehungs- und Gesundheitswissenschaft) interpretiert werden muss. Das werde ich im Folgenden versuchen.

Leben mit Geschwistern

Geschwister erleben miteinander die längste verwandtschaftliche Beziehung und die intensivste Erfahrung von Nähe und Verbundenheit. So weiß man z.B., dass gerade im Alter Geschwister wieder näher zueinander rücken und oft auch Pflegeverhältnisse begründen, die jenseits des Todes der Lebenspartner trägt.

In diesem Beitrag soll es vorrangig um die frühe Kindheit gehen. Oft wurden die Beziehungen zwischen Geschwistern als Rivalitätsverhältnisse (*vgl. Adler*) thematisiert. Auch wenn die Konkurrenzsituation um die elterliche Aufmerksamkeit relevant für die Persönlichkeitsentwicklung ist, sind es jedoch zwei andere zentrale Dynamiken, die das Leben mit Geschwistern auszeichnen. Einerseits ist da die Pionierfunktion, die ältere für die jüngeren Kinder innerhalb der Familie innehaben, indem sie Grenzen austesten und Regeln aushandeln. Auf der anderen Seite lernen Kinder eher untereinander als von Erwachsenen⁵, hervorzuheben ist dabei die Lehrendenrolle, die insbesondere Schwestern für ihrer kleineren Geschwister ausüben.

⁴ Huinink, Johannes. (2006) Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie. In: ZfF 2/2006, 18. Jg. Budrich Leverkusen S. 227

⁵ Keller weist nach, dass Nachahmungslernen eher unter altersnahen Kindern als über die Generationengrenze funktioniert.

Jedes Kind ist anders. Was zunächst wie eine Selbstverständlichkeit klingt, ist bei näherer Betrachtung insbesondere bei Geschwistern eine bemerkenswerte Feststellung. Könnte man doch annehmen, dass das Aufwachsen in einer Familie dazu führt, dass sich Kinder eher ähnlich sind. Auch wenn sozioökonomische Bedingungen nahezu gleich erfahren werden, sind es doch die ganz individuellen Sichtweisen und Rahmenbedingungen, die eine sehr unterschiedliche Umwelterfahrung erzeugen. Die dreijährige Erstgeborene erlebt z.B. eine völlig andere Mutter als ihr nachgeborener Bruder, wenn er drei ist. Erfahrungsreichtum und Doppelrolle⁶ prägen diesen Unterschied.

Wenn man das transaktionale Modell aus der Entwicklungspsychologie - das „die komplexen Wechselwirkungen zwischen dem sich entwickelnden Kind, seinen Eltern und deren Lebenszusammenhängen“ als Grundlage von Persönlichkeitsentwicklung beschreibt - nimmt, wird Entwicklung „als Ergebnis einer kontinuierlichen und dynamischen Interaktion zwischen dem Kind und seiner Umwelt verstanden“⁷. Diese Interaktion ist – familiensystemisch betrachtet – als Selbstorganisationsdynamik verschiedener Subsysteme zu werten.

Auf der vertikalen Ebene⁸ kommt es auf elterliche Feinfühligkeit (*vgl. Ainsworth*), elterliche Präsenz (*vgl. Omer*) und elterliche Kompetenz bei der Erziehung an. Mindestens ebenso relevant ist jedoch die horizontale Interaktion zwischen den Geschwistern, in der Empathie, Solidarität und Konfliktbewältigungskompetenz (im Sinne des Resilienzkonzeptes *vgl. Enderlin, Hildenbrand*) heranreifen. Das Selbstkonzept eines Kindes basiert auf entwicklungsfördernden Selbstwirksamkeitserfahrungen. Die Beziehungsgestaltung in Mehrkindfamilien beruht auf der Vielfalt, die die einzelnen Triaden und Dyaden der Familie erzeugen. Hiermit sind die Subsysteme der weiblichen bzw. männlichen Mitglieder der Familie, bzw. das Elternsystem versus das Kindersystem gemeint. So wird die Reifung z.B. weiblicher Identität sowohl von der Beziehung zur Mutter als auch durch die Abgrenzung vom Bruder geprägt. So kann ein Mädchen die Erwerbstätigkeit und Autonomie der Mutter durchaus respektieren und wird dennoch dem Bruder nachsprechen, dass z.B. das Legen der Wäsche ‚Frauenarbeit‘ ist. Dabei ist der Junge möglicherweise durch die implizit transportierten Wertzuweisungen seiner Peergroup gegenüber stärker empfänglich, als dem gelebten Wertesystem seiner Eltern. Erfahrungen unter Geschwistern überlagern mit wachsendem Alter die elterliche Erziehungsintention, wobei diese „Entmachtung“ durchaus als Entlastung zu verstehen ist. So lernt z.B. der Zweijährige sich anzuziehen, ohne das die Eltern es lange mit ihm üben müssen.

⁶ Hier ist die Mutterschaft von zwei Kindern gemeint, wobei auf jedes angemessen eingegangen werden sollte.

⁷ Ziegenhain, Ute; Fries, Mauri et al. (2006) Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern. Weinheim und München, S. 17

⁸ Die vertikale Beziehung Achse liegt zwischen Generationen, dem gegenüber ist die horizontale – zwischen Geschwistern – abzugrenzen.

Ein so intimes Beziehungssystem wie eine Familie besitzt zwei Strukturmerkmale, die Ich-Orientierung und Wir-Orientierung genannt werden können (vgl. *Schneewind*). Zum Wir-Konzept des Kindes gehört der gemeinschaftliche Lebensprozess und die Bereitschaft gegenseitigen Befriedigung von Grundbedürfnissen. Die Entwicklung von Autonomie, als eine Entwicklungsaufgabe der mittleren Kindheit, ist an die Qualität der Ich-Orientierung gebunden. Das bedeutet, inwieweit wird eine allumfassende Aufmerksamkeit gegenüber dem Tun des Kindes abgelöst von einer wachsenden Akzeptanz von Eigenverantwortung. In funktional strukturierten Familien entwickelt sich somit ein Kind von den Eltern weg hin zu den Gleichaltrigen über die Zwischeninstanz Geschwisterbeziehung. Die Bindungsqualität unter Geschwistern ist somit ein wesentlicher Parameter der bezogenen Individuation (vgl. *Stierlin*). Eltern können immer wieder beobachten, dass sich die Kinder untereinander besser abstimmen, gewaltfreier agieren und zielorientierter handeln, wenn die Eltern nicht anwesend sind. „Geschwister können einander auch in Krisenzeiten hilfreiche Dienste erweisen.... Geschwisterkinder bewältigen die Auswirkungen einer Scheidung ihrer Eltern leichter als Einzelkinder. Das Zusammenrücken der Geschwistergruppe stellt offenkundig in vielen Fällen eine Ressource dar, die es den einzelnen Kindern erleichtert, besser mit den Widrigkeiten belasteter Familienverhältnisse zu Rande zu kommen.“⁹

Unterschiede unter Geschwistern werden von Eltern immer wieder erlebt. Das beginnt schon beim Temperament, das zu unterschiedlichem Schlaf- und Schreiverhalten führt¹⁰. Gleiches gilt für das Verhalten des Säuglings beim Stillen¹¹. Und da Eltern auch vorwiegend die Unterschiede wahrnehmen und beschreiben, verstärkt sich dadurch schon früh ein Bewußtsein für die Unterschiedlichkeit. Darauf komme ich später noch einmal zurück.

Gerade für den Lebensbeginn sind die Erkenntnisse der Bindungsforschung in den letzten Jahrzehnten stark rezipiert worden, ein großer Teil der Literatur bezieht sich darauf. Aber auch die Bindungsforschung vernachlässigt die Geschwisterbeziehung. Die Mutter-Kind-Bindung wird ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Dabei ist nicht nur kritisch anzumerken, dass die mentalen Repräsentationen und inneren Arbeitsmodelle¹² von Bindung auch durch Geschwister

⁹ Schneewind, Klaus A. (1999) Familienpsychologie 2. überarbeitete Auflage. Stuttgart

¹⁰ Vgl. beispielhaft Schreikind- und Durchschlafberater von Susanne Lucas, Bettina Salis, Anette Kast-Zahn, Vivian Weigert. Dazu ist zusätzlich anzumerken, dass es nahezu ausgeklammert wird, wie man sich mit einem Schreikind verhält, wenn Geschwister da sind, Schlafstörungen werden niemals im Zusammenhang damit diskutiert, dass ältere Geschwister einen beruhigenden Einfluss ausüben können. Auch hier wird suggeriert, dass es nur Einzelkinder gäbe.

¹¹ Exemplarisch. Lothrop, Hannah (2000). Das Stillbuch. Kösel; Auch hier ist anzumerken, dass Geschwister nur auf wenigen Seiten und nur unter dem Regressionsparadigma erwähnt werden.

¹² Begriffe aus der Attachmentforschung, die die internalisierten Muster von Bindungsverhalten fassen sollen.

geprägt sind, sondern es erschreckt die Antwortlosigkeit der Bindungsforscher auf eine angemessene Anpassung des Konzeptes der elterlichen Feinfühligkeit auf Mehrkindereltern. So wurde bisher nicht erforscht, welche Wirkungen sich entfalten, wenn ältere Kinder die Aufmerksamkeit der Mutter absorbieren, während der Säugling ein Bindungsangebot braucht. Eine sogenannte prompte Reaktion auf den Säugling innerhalb von Sekunden ist dem größeren Kind nicht vermittelbar und es ist auch nicht als eine gute Erziehungsqualität zu werten, wenn das Baby immer vorgeht. Umso erstaunlicher ist die Beobachtung, dass Nachgeborene häufig wesentlich unkomplizierter wahrgenommen werden, obwohl sie keine exklusive Interaktion mit der Mutter erleben können. Die Interpretation dieses Phänomens sind die Bindungsforscher bisher schuldig geblieben. Zwar belegen Studien¹³, dass die Qualität von Gleichaltrigenbeziehungen höher ist, wenn die Kleinkinder als sicher gebunden eingestuft worden waren. Wie das jedoch im Zusammenhang mit Geschwisterbeziehung zu bewerten ist, wird selbst im Konzept der sozialen Kompetenz nirgends abgebildet.

Die Fülle an Beziehungsangeboten in großen Familien ist eine Ressource, die in Bezug auf das Resilienzkonzept (*vgl. Hildenbrand¹⁴*) sinnvoll beschrieben werden kann. Ein Individuum wird immer in sozialem Kontext sozialisiert, dessen Realität im einzelnen Familienmitglied als inneres Bild von Familie erscheint. So führt die individuelle Dispositionen ein Kind dazu, für sich günstige Umwelten zu wählen. In diesem Sinne ist Resilienz keine Eigenschaft sondern eine spezifische Weise von Handlung und Orientierung, die insbesondere bei Übergängen im individuellen Lebenszyklus und im Familienzyklus bedeutsam wird. Damit wird sie zur Bedingung der Möglichkeit der Bewältigung nichtnormativer¹⁵ Krisen. Wer lernen konnte, welche Bewältigungsstrategie die Übergangsphase nach der Geburt eines Geschwisterkindes erleichtert, entwickelt eine höhere Frustrationstoleranz bei unerwartet eintreffenden Ereignissen, die Wandel erfordern. So ist z.B. die Eingewöhnung im Kindergarten bei Kindern, die mit Geschwistern aufwachsen, erleichtert. (*vgl. Keller¹⁶*) Die zentrale Bedeutung familiärer Beziehungen als Quelle für positive soziale Anpassung wird hier deutlich.

Geliebt zu sein, als Kernbedürfnis bei der bezogenen Individuation (*nach Stierlin*) kennzeichnet ein existenziell relevantes Zugehörigkeitsgefühl. Wenn das ältere Kind weiß, dass ihm nach dem Abholen aus dem Kindergarten eine Stunde ungeteilter Aufmerksamkeit der Mutter gehört, fühlt es sich in dieser Erwartung sicher und geborgen.

¹³ Vaughn, Brian; Heller, Carrol et. al. (2001) Bindung und Gleichaltrigenbeziehungen in der frühen Kindheit. In: Suess, Gerhard; Scheurer-Englisch, Hermann et.al. (Hrsg.) (2001) Bindungstheorie und Familiendynamik. Gießen. S. 62f.

¹⁴ Welter-Enderlin, Rosemarie; Hildenbrand, Bruno (Hrsg.) (2006). Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg, Carl-Auer-Verlag.

¹⁵ Mit nichtnormativen Krisen sind Ereignisse gemeint, die nicht erwartbar sind. Eine normative Krise ist z.B. die Geburt, der plötzliche Tod eines Familienmitgliedes aber nichtnormativ.

¹⁶

Als gleichberechtigter Teil des Interaktionsgeschehen beeinflusst immer auch das Kind das Verhalten der Mutter. Das Kind erzeugt mit seinen inneren Erwartungen die ihm bekannte soziale Realität. Wenn man in diesem Sinne die Sozialisations-effekte zweiter Ordnung (*vgl. Bronfenbrenner*) hinzunimmt und darunter die indirekte Wirkung von nicht unmittelbar an dyadischen Interaktionen¹⁷ beteiligten Familienmitgliedern versteht, dann muss man die wechselseitige Beeinflussung von unterschiedlichen Beziehungen in der Familie respektieren. Die Entwicklung jeden Kindes ist immer beeinflusst von den aktuellen Rahmenbedingungen (z.B. Ehequalität), den Implikationen, die der Geburtsrangplatz bewirkt ([un]geteilte Aufmerksamkeit der Eltern) und dem innerfamiliären Management von Ereignissen und Transitionsphasen (z.B. Schuleintritt größerer Bruder oder Geburt jüngeres Geschwisterkind). Jedes Kind erlebt in seiner Familie Veränderungen aus einer anderen Perspektive.

Ergänzend kommt nun noch die innerfamiliäre Dynamik hinzu, die Geschwister um die Liebe und Wertschätzung ihrer Eltern wetteifern lässt. Die sogenannte „Nischenbildung“ bei Geschwistern führt dazu, dass die jeweils Nachgeborenen sich eine eigene, neue und noch nicht dagewesene Fähigkeit suchen, die dann eine besondere Anerkennung bei den Eltern erzeugt. Damit werden Persönlichkeitsmerkmale verstärkt, die eher zu Unterscheidbarkeit unter Geschwistern führen. Frank Sulloway¹⁸ hat versucht, diese Unterschiedlichkeit historisch zu recherchieren und damit zu systematisieren. Auch wenn seine sorgfältig entwickelten Thesen umstritten geblieben sind, so gibt es doch Hinweise darauf, dass Erstgeborene sich eher leistungsorientiert und konservativ zeigen, Letztgeborene wiederum die stärkste ‚Offenheit für Erfahrung‘ entwickeln, eben gerade weil sie auf ein Familiensystem treffen, in dem die Plätze verteilt sind und die Rollenzuschreibungen schon besetzt zu sein scheinen. Auch wenn natürlich die älteren Geschwister – im Streben nach einem erneuerten Familiengleichgewicht¹⁹ – sich in ihrer Persönlichkeit weiter entwickeln, so wird doch von dem neuen Familienmitglied die höchste Flexibilität in der Anpassung erwartet. Hier greift das verhaltensgenetische Modell der Sozialisation, in dem Personen im Sinne der aktiven Genotyp-Umwelt-Kovariation ihre Umwelten selbst konstruieren, „indem sie sich Umwelten aussuchen, die mit ihren Interessen, Fähigkeiten und Persönlichkeitsmerkmalen korrespondieren.“²⁰ Der Einfluss von sogenannten nicht-geteilten familiären Umwelten wird dementsprechend höher bewertet als die

¹⁷ Jedes Kind erlebt in den gleichen Entwicklungsphasen unterschiedliche Bedingungen. Es macht einen bedeutsamen Unterschied, ob die Mutter den Erstgeborenen stillt, die Zweitgeborene stillt oder ein weiterer Nachgeborener gestillt wird. Einerseits kann die Mutter auf ein wachsendes Erfahrungswissen zugreifen, andererseits macht es einen qualitativen Unterschied, ob ältere Kinder anwesend sind. Jedes Kind erlebt demzufolge eine andere Mutter in der prinzipiell vergleichbaren Situation.

¹⁸ Sulloway, Frank (1999) *Der Rebell der Familie*. Berlin

¹⁹ Lebende Systeme streben nach einer Irritation und Perturbation/Verstörung nach Homöostase, einem neuen Ausgleichsstatus auf qualitativ höherem Niveau.

²⁰ Schneewind, Klaus A. (1999) *Familienpsychologie*. Stuttgart. 2. Aufl. S. 125

Gemeinsamkeiten, die Geschwister in einer Familie erleben. Damit trägt die unterschiedliche Behandlung der Kinder durch die Eltern und die Interaktion unter den Geschwistern dazu bei, dass sie sich so unterschiedlich entwickeln (*vgl. Dunn, Plomin*). Man könnte sogar abstrahieren, dass Talente, die verborgen geblieben wären sich nur deshalb entwickeln, weil Nachgeborene sich besonders kreativ zeigen müssen, um unbesetzte Betätigungsfelder zu finden.

Zwei letzte illustrierende Beispiele liegen mir ergänzend am Herzen. Dadurch wird die Unersetzbarkeit der Erfahrungen unter Geschwistern belegt. Die hingebungsvolle und mühsame Pflege eines fiebernden jüngeren Bruders kann nur in Familie erlebt werden. Kein befreundetes Kind wird Tag und Nacht bei einem kranken Altergenossen verbringen, schon wegen der zu befürchtenden Ansteckungsgefahr.

Nur unter gegengeschlechtlichen Geschwistern kann in der Kindheit eine vorurteilsfreie Erforschung²¹ der Genitalien zugelassen werden²², es gibt keinen anderen Ort, der soviel naive Nähe zuläßt.

Eltern in Mehrkindfamilien

Noch in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts galt es als individuelles Entwicklungsrisiko, ohne Geschwister aufzuwachsen. Das Einzelkind wird als „pathologischer Fall“ (*vgl. Hungerland*) beschrieben. „Das Vorhandensein von Geschwistern wird von allen Ratgebern als eine besonders wichtige Bedingung für die Entwicklung des Kindes betont, die durch die Leistungen der Erwachsenen nicht zu kompensieren ist.“²³ „Am besten lernen Kinder Teilen, Einordnen und Verzicht im Kreis der Geschwister, da sie hier frühzeitig wie auch kontinuierlich Rücksicht nehmen müssen.“²⁴ Auch wenn es nicht darum gehen kann, diese Warnungen zu erneuern, ist es doch erstaunlich, dass sowohl das Aufwachsen mit Geschwistern als auch das Dasein als Einzelkind selten thematisiert wird. Insbesondere für die Eltern wird in Erziehungsratgebern die Geburt eines Geschwisterkindes eher als Risiko und besondere Herausforderung, nie als wunderbare Bereicherung thematisiert.

Erziehung und damit eine geführte, begleitete Sozialisation wird in soziologischer Interpretation als Kommunikationsform mit intendiertem Ergebnis beschrieben. Um jedoch den Einfluß von Geschwistern auch theoretisch zu untersetzen, sei hier nur kurz eine systemtheoretische Kritik

²¹ Natürlich unter den Prämissen der Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit und ohne Macht- und Gewaltausübung.

²² Das belegt auch die Mißbrauchshysterie, die sich in Kindergärten entfaltet, wenn dort Doktorspiele beobachtet werden. So wurde z.B. ein sechsjähriger Junge, der an den Genitalien einer Vierjährigen „erwischt“ wurde zum Anlass ausführlicher Medienberichterstattung.

²³ Hungerland, Beatrice (2002). Wie viel Zeit für's Kind? Zur gesellschaftlichen Produktion generationaler Ordnung durch elterliche Zeitinvestition. Dissertation Uni Wuppertal, S. 105

²⁴ ebd.

umgedeutet. Wenn Luhmann²⁵ den Sozialisationsbegriff als Selbstsozialisation beschreibt, meint er, dass „Systeme“²⁶ nur die Zustände annehmen, die sie sich selber verordnen, sie führen nur die Operationen aus, die sie aufgrund ihren momentanen Zustände ausführen. Das gilt für Babies mit der gleichen, ja vielleicht mit noch größerer Selbstverständlichkeit wie für Erwachsene. Es gilt ohne Ausnahme für jedermann.²⁷ Er faßt Erziehung als Dauerirritation mit ungewissem Ausgang und weist auf die Vielfalt von systemeigenen Formen, die z.B. durch die Unterschiedlichkeit verschiedener Kinder in einer Familie trotz ähnlicher Bedingungen hin. Wenn man nun diese Verstörung (Perturbation) des Kindes durch Erziehungshandlungen, durch die es sich immer neu sortieren muss, als Rahmenbedingung von Persönlichkeitsentwicklung begreift und einbezogen wird, dass Geschwister mehr Zeit untereinander als mit den Eltern verbringen (*vgl. Chierpka*), läßt sich ableiten, dass die familiäre Erziehung in Mehrkindfamilien in hohem Maße eine Selbsterziehung unter Kindern ist.

Wenn ich hier die Familie als System fasse, dann muss im Sinne einer Ko-Konstruktion des Entwicklungsprozesses von Individuen die zirkulare Kausalität von Erziehung beachtet werden. So wird etwa im Rahmen der Analyse elterlicher Erziehung nicht mehr allein danach gefragt, wie Eltern die Entwicklung ihrer Kinder beeinflussen, sondern umgekehrt auch, welche Auswirkungen Kinder auf das Erleben und Verhalten ihrer Eltern haben.

Natürlich darf man die Ressourcen kinderreicher Familien auch nicht idealisieren, gerade die gesellschaftliche Realität wirft Eltern immer wieder zurück in ihrer positiven Selbstwahrnehmung. Gerade was die Selbstwirksamkeitserfahrung betrifft, erleben insbesondere Mütter oft auch eine Entwertung. So berichtete mir eine Mutter von vier kleinen Kindern von einer Erfahrung. Ihr wurde empfohlen ihrem Vorschulkind eine logopädische Behandlung zukommen zu lassen. In einer kleinen Stadt lebend, sah sie sich außerstande, mit ihren beiden jüngeren Kindern regelmäßig die Reise in die nächste Großstadt zu organisieren. Dadurch fühlte sie sich als schlechte Mutter.

Überhaupt ist die Euphorie der individuellen Förderung, die derzeit überall wahrnehmbar ist, auch eine Last für Mehrkindeltern, weil ihr Engagement an dem der Ein- bis Zweikindfamilie gemessen wird. Das beginnt im Freizeitbereich (wo es auch oft am verfügbaren Einkommen hapert) und reicht bis in die Hausaufgabenbetreuung hinein, wo Eltern oft zugemutet wird, ganze von den Kindern nicht verstandene Stoffgebiete zu Hause zu repetieren. Der Maßstab individueller Förderung richtet sich an der engagierten Normalfamilie aus. Dazu trägt auch eine Debatte bei, die Vernachlässigung sehr eng fasst und schon den an mehreren Tagen getragenen

²⁵ Luhmann, Niklas (2006) Das Kind als Medium der Erziehung. Suhrkamp

²⁶ und als solche sind Menschen, Individuen, Kinder zu betrachten

²⁷ Luhmann (2006) ebd. S. 23

Pullover als Indiz für mangelnde Sorgsamkeit begreift. (Zitat einer Mutter über Rückmeldung aus dem Kindergarten)

Ein nächstes Baby kommt

„Das Hinzukommen weiterer Kinder hat Auswirkungen auf die Paarbeziehung, auf die Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehung und auf das Familienklima insgesamt.“²⁸ Noch immer dominiert hierbei die Theorie vom „Enthronungstrauma“, das Adler postulierte, die Erwartungshaltung vor der Geburt eines weiteren Kindes. Elternratgeber zu Schwangerschaft und Geburt²⁹ erwähnen ältere Geschwister im Allgemeinen nur am Rand und dann vorwiegend unter zwei Gesichtspunkten: einerseits als eifersüchtige, regressiv reagierende Kinder oder als Belastungsfaktoren während der Mutterschutz- und Wochenbettzeit für die Mütter.

Aber auch bei der populärwissenschaftlichen Literatur zur allgemeine Erziehung wird der entscheidende Einfluss von Geschwistern nahezu ausgeblendet.

Ich lege meinen Schwerpunkt hierbei auf eine ganz andere Sichtweise, die sich in einer wunderbaren Seite des Beginns einer Geschwisterbeziehung zeigt.

Geschwisterliebe entsteht nach der Geburt aus einer tiefen inneren Verbundenheit, die aus der Zugehörigkeit zum gleichen Familiensystem erwächst. Der Vorläufer - die vorgeburtliche Beziehung aus der Schwangerschaft - wird konkret. Ist es zunächst die Identifizierung mit der Liebe der Mutter zu ihrem ungeborenen Kind so reift eine tiefgreifende Gefühlsveränderungen durch die emotionaler Neuorientierung im erweiterten Familiensystem. Die Geburt wird lange erwartet und die vorgeburtlichen Bindungen nehmen jetzt Konturen an. Legt man dabei die Aufmerksamkeit auf die ursprüngliche Natur des Menschen, in der Nähe und Verbundenheit durch innere Verwandtschaft generiert wird, dann wird deutlich, dass ein reines Konkurrenzverhalten auch evolutionsbiologisch sinnlos wäre. Sippen und Menschengruppen hätten nicht überlebt, gäbe es da nicht eine beschützend wirkende Empathie, die impuls- und reizgesteuertes Verhalten untereinander bedingt. Als Indiz dafür kann die angeborene Reaktion auf das sogenannte Kindchenschema³⁰ gelten. Bei vielen Säugetieren kann man dieses Welpenschutz-Phänomen beobachten. Das Verhalten gegenüber Babys ist noch heute instinktgesteuert. Menschen jeden Alters³¹ und Geschlechts reagieren auf Säuglingsgeschrei mit erhöhtem Puls und Streßsymptomen, jeder erhöht seine Stimme bei der direkten Ansprache von Babys auf eine dem heranreifenden Ohr angemessenere erhöhte Stimmlage. „Wenn man

²⁸ vgl. Schneewind (1999) ebd. S. 151

²⁹ Exemplarisch hier ein grundsätzlich empfehlenswerter, guter Ratgeber: Albrecht-Engel, Ines; Albrecht, Manfred (2003) Schwangerschaft und Geburt. 5.Aufl. München

³⁰ große Augen, „niedliche“ Gesichts- und Kopfproportionen lösen Schutzreflex aus

³¹ ab zwei Jahren bei Kindern nachgewiesen

Kleinkinder im Kontakt mit Säuglingen beobachtet, finden sich viele Ähnlichkeiten zu ihrem Umgang mit Tieren.³²

Das meint auf gewisse Weise primitiv bzw. animalisch, eben noch ohne kulturelle Verkrümmung. Eine mögliche Erklärung für die Faszination der älteren Geschwister steckt in der Freiheit und Ungehemmtheit, die der Säugling bei Durchsetzung seiner Bedürfnisse an den Tag legt. „Für ein Kind, das die ersten Sporen der Kultur aufgedrückt bekommen hat, wird das Baby zum Spiegel seiner zum Teil bereits aufgegebenen primären Natur.“³³ Das Baby ist „unerzogen“. Das Nachahmen des säuglingshaften Verhaltens muss somit nicht als Regression, nicht als pathologischer Rückfall gewertet werden, sondern ist Indiz für eine primäre Naturverbundenheit unter Geschwistern. Die Liebe unter Geschwistern entsteht nicht in erster Linie aus der Identifikation mit der Mutter durch Nachahmung, sondern ist eine einzigartige Wiederbegegnung des Kindes mit seiner ursprünglichen Natur.

Selbstverständlich wird immer auch eine Ambivalenz des älteren Kindes erlebbar sein, diese ist jedoch als normaler Anpassungsprozess zu verstehen, denn die Bewältigung jeder Krise³⁴ erfordert eine Erweiterung des Verhaltensrepertoires. Erfolgreiche Strategien werden dabei verstärkt, weniger erfolgreiche werden ausgeblendet und schließlich vergessen.³⁵ Umso relevanter wird das Reaktionsschema der Eltern auf ablehnendes Verhalten gegenüber dem Baby. Wird es von den Eltern als normaler Impuls verstanden, dann kann Nähe und gegenseitige Akzeptanz wachsen. So sollten dem älteren Kind auch negative Gefühle „erlaubt“ werden. Im FamGeb®-Konzept³⁶ wird auf diese erwartbare Dynamik in altershomogenen Gruppen vorbereitet. „Du darfst ‚sauer‘ sein, wenn das Baby bevorzugt wird.“ „Nimm dein Kind ernst, wenn es negative Gefühle hat und rede sie nicht klein.“

Solidarität unter Verwandten

Abschließend möchte ich eine gesellschaftliche Dimension umreißen, die in der gegenwärtigen Debatte um niedrige Geburtenraten keine Rolle spielt. Es gibt zu wenige Mehrkindfamilien. Sowohl die ernüchternden Erfahrungen im Leben mit dem ersten Kind als auch das erhöhte Alter der Erstparität tragen zu einem allgemeinen Geschwistermangel bei. „Aber ohne eine

³² Petri, Horst (2006) Geschwister. Liebe und Rivalität. Stuttgart, S. 17

³³ ebd. S.16

³⁴ Die Transitionsphase Geburt ist als Krise für die Familien zu werten.

³⁵ Luhmann spricht dabei von der Aktivierung von Erfahrenem und dem Vergessen bei Nichtverwendung in seiner soziologischen Sicht auf Erziehungserfolg.

³⁶ Familiengeburtsvorbereitung, ein Kurskonzept, das von Mitarbeiterinnen des IRIS-Regenbogenzentrums www.irisfamilienzentrum.de entwickelt wurde.

affektiv-rituelle Basis... ist der Aufbau von Solidargemeinschaften kaum möglich.³⁷ Familie und dabei insbesondere die heute übliche multilokale Mehrgenerationenfamilie (vgl. *Bertram*) findet ihre Hauptfunktion in der sozialen Reproduktion, das meint „die Versorgung der Familienmitglieder mit affektiven Bindungen, Solidarität, Intimität und emotionaler Sicherheit in einem basalen Sinn.“³⁸ Müssen wir in Zukunft darauf verzichten? Wird solidarisches Beziehungswissen verloren gehen? Wenn man Sulloways These von der Offenheit für Erfahrung, die v.a. die nachgeborene Geschwister entwickeln, hinzu nimmt, dann steht uns mit der geschwisterarmen Gesellschaft auch eine Beziehungsverarmung bevor. Insbesondere der Mangel an innovativem Potential der Spätergeborenen könnte zu einer konservativ geprägten Erstgeborenen- und Einzelkindkultur führen. Somit ist meine Argumentation für ein Aufwachsen in Mehrkindfamilien auch als ein Plädoyer für einen flexiblen, toleranten und entspannteren Umgang mit Kindern zu verstehen, weil nur so eine solidarische und moderne Gemeinschaft überleben kann.

³⁷ Burkhart, Günter (2006) Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie. In: *ZfF* 2/2006, Budrich Leverkusen, 18. Jg. S. 197

³⁸ ebd. S. 185